

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 155.

Berlin, Sonnabend den 28. Dezember

1844.

Frankreich.

Zules Janin über den gallischen Rhetor Aufonius.

Wir lernen hier den Aufonius von einer Seite her kennen, woher wir uns dessen nicht vermuthet hätten. Wenn daher auch der Rhetor unseren Lesern gleichgültig seyn mag, so ist es vielleicht nicht sein Geschichtsschreiber. Jules Janin schreibt Geschichte auf dieselbe glänzende Weise, wie er Romane und Kritiken schreibt. Er reißt ein paar Blätter aus einem Folianten, taucht sie in die Farben des Regenbogens und fährt uns damit vor den Augen hin und her, so daß wir wohl zuweilen ein Wort des Textes erwischen. Wir können auch damit zufrieden seyn, denn es beunruhigt uns wenig, ob uns das eine oder das andere Jahr im Leben des Aufonius dunkel bleibt.

Wenn einmal, so redet er seine Leser an, die Einbildungskraft der Romanschreiber erschöpft seyn wird und ihr, von erfundenen Abenteuern überfüllt, auch an den Fingern alle Combinationen jenes ungeheuren Trispartspiels werdet abzählen können, das darauf beruht, wie man sein Auditorium eine Stunde lang wach erhalte: dann kommt vielleicht, wenn die Leser nicht schon vor Langeweile gestorben sind, eine Zeit, wo man zu ernstern Studien zurückkehrt. Literatur und Geschichte, die besten Zerstreuungen eines gebildeten Geistes, werden ohne Zweifel eines Tages in diese ihre Würde wieder eingeseht werden, denn unsere jetzige Unterhaltungs-Lektüre muß an der zunehmenden Ermüdung der Schreibenden und der Unaufmerksamkeit der Lesenden zu Grunde gehen. Indessen aber, da dieser glückliche Tag noch nicht erschienen ist und vielleicht erst über unseren Gräbern aufgehen wird, mag man uns erlauben, schüchternen Schrittes mit irgend einer vergessenen historischen Erinnerung zwischen den heut vollendeten und den morgen anfangenden Roman zu treten. Diesmal z. B. möchte ich euch einen sonderbaren Mann vorstellen, einen Mann, der halb Gallier, halb Römer, halb Christ, halb Heide, heut Grammatiker, Philosoph und Dichter, morgen römischer Consul war, der seine Frau innig liebte, aber nicht weniger seine schönsten Sklavinnen, der des Morgens die Messe hörte und, wenn der Abend kam, die profanen Lieder des Petronius sang. Vielleicht komme ich euch recht, weil ich unerwartet komme, vielleicht, da ihr den Märchen der Gargantua's aus den Lesekabinetten mit Vergnügen zuhören konntet, gewinne ich auch für meinen Mann euer Interesse. Er heißt Aufonius, war ein lateinischer Schriftsteller und lebte im vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in der Stadt Bordeaux.

Um den Lesern nicht die dramatische Erzählungsform vorzuenthalten, an die sie durch die Romanschreiber gewöhnt sind, beschreibt Janin Aufonius' Jugendleben und Familienverhältnisse mit dessen eigenen Worten. Wir erfahren da, daß Aufonius gelehrte und berühmte Ahnen gehabt habe und sein Vater ein moralisch und wissenschaftlich musterhafter Arzt gewesen sey. Der künftige Rhetor wurde in den Schulen von Bordeaux erzogen. Bordeaux war im dritten und vierten Jahrhundert, wie wir jetzt zu sagen pflegen, eine Metropole der Intelligenz. Sie blühte unter römischem und griechischem Einflusse, und ob sie gleich christlich war, so las man dennoch dort zu viel Virgil und Homer, als daß man die alten Götter und ihren Schilling, die Kunst, hätte vergessen sollen. Zu dieser Zeit herrscht in der römischen Welt noch Ruhe. Die Barbaren regen sich wohl, aber ganz in der Ferne. Die römischen Kaiser lieben Gallien wie ein zweites Vaterland. Noch zweifelt Niemand an der Unsterblichkeit Roms, Niemand denkt an die möglichen Ereignisse, die ein künftiges Jahrhundert bringen könnte, und im Schutze dieser Ruhe gedeihen die Arbeiten des Geistes im südlichen Gallien, das einer einzigen großen Schule zu vergleichen ist, denn wir sprechen von dem Zeitalter der Grammatiker und Rhetoren. Nehme man aber das Wort Rhetor nicht in schlechtem Sinne. Damals verstand man darunter einen Mann, der zugleich Dichter, Professor und Advokat war. Gallien aber galt in jener Epoche für Roms Borrathskammer großer Männer. In seinen Rhetoren flackerte noch einmal die Fackel des römischen Genies auf, ehe sie erlosch. Sie haben die Grazie des Antiken, wenn auch nicht seine Kraft, noch einmal der Welt gezeigt, ehe sie von den Füßen der Barbaren zertreten wurde. Nächst den Rhetoren machten den Ruhm jener Zeit die Grammatiker. Sie wachten über die Schätze der klassischen Sprachen, die schon aus dem Leben in die Leihbibliotheken zurückgedrängt wurden. Oft erhoben sie sich auch bis zur Beredbarkeit, denn diese Kunst war aus der Hinterlassenschaft des alten Griechenlands dem südlichen Frankreich zugefallen, das mit dem Vaterland der Künste schon so früh verbunden war. Und dieses Erbtheil hat es bis in die neueste Zeit bewahrt, denn

Flequier, Massillon, Mirabeau, alle Männer der Gironde, Thiers und Guizot sind Kinder dieses Bodens.

Wie sehr die Rhetoren in Ehren standen, mögen die Reskripte der Kaiser Konstantin und Valentinian zeigen, in denen die Professoren mit ihren Frauen und Kindern von allen Abgaben frei erklärt werden. Sie brauchten weder in den Milizen zu dienen, noch irgend eine schwere Arbeit zu Gunsten des Staates zu übernehmen. Freilich hatten sie auch ihre Sorge. Neben dem Unterrichte lagen ihnen gewissermaßen die Funktionen unserer Staatszeitungen ob, denn jedem nur irgend wichtigen Ereigniß, vornehmlich jeder Handlung des Kaisers, mußte ihre Muse Tribut zahlen. Und leider war es Sitte, diese Aufgabe nicht so schön, sondern so künstlich als möglich zu lösen; daher sank die Poesie jener Zeit bis zu faden Caesembourgs herab. Unser Aufonius war fleißig in diesem Felde; aber, zu seiner Ehre sey es gesagt, er nannte dies die Geißel der Grammatiker, Grammaticomastix. Er war davon durchdrungen, daß für seine rhetorischen Kunststücke Afranius und Plautus keine Citronenschale geben würden. Nach dreißigjähriger Wirksamkeit gelangte Aufonius zu der unverhofften Ehre, vom Kaiser Valentinian zur Erziehung des Kronprinzen Gratianus an den Hof nach Trier berufen zu werden. Das war das Amt der Seneca, Fronton und Lactantius gewesen, und mit Freude und Stolz ging Aufonius an die Aufgabe, der künftigen Generation der Menschheit ihren Herrscher heranzubilden. — Amyot schrieb für Karl IX. die Uebersetzung des Plutarch, Vöresire für Ludwig XIV. die Geschichte Heinrich's IV., Fenelon für den Herzog von Burgund den Telemach, was schrieb Aufonius für den jungen Gratian?

Hier zeigte sich der Pedant. Wie ein Dorfschulmeister machte er Gedächtnisverse über alle Gegenstände, die der einjährige Kaiser lernen sollte. Vier Zeilen genügte ihm für die Geschichte Julius Cäsar's, „den der Senat, ihm feind gesinnt, getödtet hat.“ Gleichermassen wird die Geschichte der folgenden Kaiser behandelt. Aber man muß gesehen, der Dichter ist aufrichtig, er sagt den todtten Kaisern so viel Wahrheiten, als nur immer in so wenigen Versen angebracht werden können. Den Nero nennt er grausam, den Otho weiblich, den Vitellius infam, und so fort. Nach der Geschichte kommt die Geographie. Alle größere Städte des Reichs werden mit ein paar Reimen bezeichnet, die dem Kaiser immer die Vorzüge, nie die Bedürfnisse derselben schildern und gewiß während seines ganzen Lebens ihm im Gedächtniß geblieben sind. Darauf folgt in diesem Buche für Alles eine Orthographie und Etymologie. Hier aber ist Aufonius auf seinem Felde und sagt manches Ausgezeichnete. So z. B. lesen wir dort die Behauptung, daß eine gebildete Sprache keine Synonymen habe. Eine andere Arbeit, die wir glücklicherweise nur im Auszuge besitzen, ist dagegen wieder recht kindisch. Es ist dies ein Kalender für seinen erhabenen Zögling, der in schönen Versen geschrieben und mit zwölf Bildern geziert ist. Die Verse klappen gut und sind leicht zu behalten. Leider aber wird um diese Zeit der würdevollen römischen Sprache, um sie für Reime gelenkig zu machen, arge Gewalt angethan. Ihr Genies ist todt, der sie weiter bilden könnte, und was in ihr geschrieben wird, ist entweder nur Zusammenstellung schon vorhandener klassischer Phrasen, oder, wie es am häufigsten geschieht, nach dem Geiste einer fremden Sprache umgeschmolzen. Traurige Veränderung der Dinge! Der grünende lebendige Fels, auf dem das Kapitol gebaut war, ist zu weichem Wachs geworden, das jeden Eindruck annimmt und keinen behält. Für die Sprachen ist, wie für die Menschen, der bedauernswürdigste Charakter die Charakterlosigkeit.

Nächst dem Almanach schrieb Aufonius in usum Delphini eine Erklärung des Homer, die gründlich und unterrichtend ist. Kurioser für uns ist eine Komödie aus der Feder des Aufonius, die den Kirchenspielen im Mittelalter ähnlich ist. Sie heißt „das Spiel der sieben Weisen“ und hat eine unerreichte Einfachheit. Im Prolog entschuldigt sich Aufonius deshalb, daß er die sieben Weisen auf dem Theater erscheinen läßt; er beruhigt sich aber damit, daß es sich um griechische Philosophen handle und für diese, die aus dem Theater einen Tempel und ein Forum machten, nicht schimpflich sey, was Römern Schande brächte. Nachdem dies gesagt ist, erscheint Solon und sagt mit langen Kommentaren und Beweisen seinen Wahlspruch her: „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen.“ Darauf kommen seine Kollegen, jeder mit seinem Motto. Keiner spricht mit dem Anderen, und zu Ende singen sie, als ignorirten sie einander völlig, gemeinschaftlich in verschiedenen Rhythmen das Resumé ihrer respektiven Philosophien.

Aufonius war übrigens, so naiv er auch hier erscheint, durchaus nicht ohne Malice und hat am Hofe des Valentinian, so zu sagen, ein schwarzes Buch über alle skandalöse Begebenheiten des Tages geführt, das er seine „Epi-